

* (Der Sieg der Tabakpfeife.) Die Tabaknot hat zu einer eigentümlichen Erscheinung geführt, die in gewissem Sinne paradox ist. Je schwerer man sich nämlich in den Besitz von Tabak setzen kann, desto mehr nimmt das Pfeifenrauchen überhand. Früher war es eine ganz deklassierte Sitte. Der Pfeifenrauch, gegen den sich die Hausfrauen empörten, reizte angeblich zu sehr Möbel und Vorhänge und war der grimmigste Feind jener lieblichen Gerüche, mit denen sich, sehr zum Mißfallen des Mannes, die meisten Frauen zu umgeben wissen. Es war also unter andern Gründen die unumschränkte Herrschaft der Frau die Ursache, daß das Pfeifenrauchen eine in engen Grenzen sich beschränkende gesellschaftliche Sitte war. Ausgenommen das englische kurze Schagpfeifchen, das um der so beliebten englischen Mode willen die Lippen so manches Sportliebenden Junglings zierte. Das früher erwähnte Paradox ist nun auf eine sehr banale Ursache zurückzuführen: auf die charakteristische Eigenschaft der Pfeife, sich mit allen möglichen Surrogaten zu begnügen. Hast du schon gesehen — oder gehörst du am Ende gar zur gleichen struppelosen Gilde, deren Mitglieder Spitzen und Reste von Zigarren, ja sogar Zigarettenstummel sammelt, um sie zu Hause mit der Schere einem Verkleinerungsprozeß zu unterwerfen? Das oft etwas unappetitliche Ergebnis ist, das wird niemand bezweifeln, potenziertes wirklicher Tabak, der nun, gemischt mit dem Inhalt eines auf abenteuerlichem Wege ergatterten „Landtabaks“, den Grundstoff zu den seltsamsten Surrogatvariationen abgibt und an Giftigkeit weniger verliert als er an Volumen zunimmt. Und das letztere Moment ist, wie die Pfeifenrauchenden Leser zugeben werden, einzig ausschlaggebend, um nicht das Opfer eines Dilemmas zu werden, das die Wahl zwischen Rauchen und Abstinenz resolut wie noch nie stellt. Man nehme also jene mysteriöse Tabakmischung und füge ihr je nach den Bedürfnissen seines für die Natur schwärmenden Charakters Laub von Rotbuchen, Rosen, Waldmeister, Steinklee, Süßholzwurzel, Minze bei, stopfe diese nicht mehr näher zu beschreibende Substanz in die Pfeife und rauche sie dann in Gesellschaft von möglichst gleichgesinnten Kräuterkennern. Andere Menschen werden sich mit dem feinstopfreizenden Rauch dieser Kriegserfindung nur schwer abfinden können. Leider ist die Rücksicht darauf sehr spärlich gesät. Wenn Abgeordnete und Minister im Parlament beratend beisammen sitzen, könnte man von weitem an das Rauchkollegium Friedrichs des Großen denken, falls man seine historischen Vorstellungskreise nicht etwa durch eine vorwichtige Betätigung seines Kehorgans stört oder mit erstauntem Blick den mißfarbenen Rauch sieht, der bei den Rauchfängen herausquillt. Gefährlicher ist es schon, in einem Straßenbahnwagen sich einer Pfeife gegenüber zu setzen oder im Schatten ihrer Wollen in einem Gasthaus sein Abendbrot zu verzehren. Da vergehen einem alle altruistischen Empfindungen. Ja, das sind seltsame Zeiten, die am seltsamsten

durch die Massenzunahme der Pfeifenraucher werden. Schon wenn man beim Haustor herausgeht, fürchtet man sich, von diesen Mitmenschen nicht verschont bleiben zu können, und wenn man die Angst eine Zeitlang durchgemacht hat, verwirren sich die Gedanken allgemach so, daß man sich plötzlich in einem Pfeifenladen sieht, sich eine Pfeife einhandelt und selbst dem Kassier zu fröhnen beginnt. Zuerst natürlich ganz heimlich zuhause. Und dann, wenn man, gegen jede Erfindungsgefahr gesetzt, so ein Pfeifchen rauchen kann, ohne grün und gelb im Gesicht zu werden, geht man mit seligen Rauchergefühlen in sein Stammlaffehaus und raucht mit tiefstem Behagen seinem Nachbarn ins Gesicht. Ein probates Mittel. Binnen zehn Minuten sitzt man allein. Ist man dann ganz allein mit seinem Qualm, darf man sich auch den Genuß eines Gefühlsurrogates erlauben, indem man wehmütig vor sich hinsummt: „Nasser den gelben hat uns Apoll da präpariert . . .“